

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 36 (2023)
Heft: [2]: Die blühende Pfingstweide

Artikel: Zürich West, was nun?
Autor: Bächtiger, Marcel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1050324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sicht vom Parkplatz zur Pfingstweidstrasse



Das Gewerbehause im Nordwesten des Areals



Das neu erstellte Bürohaus (Prime 2)



Die Lagerhalle, der Parkplatz und das charakteristische Parkhaus

Zürich West, was nun?

Um die Jahrtausendwende entwickelte sich das Zürcher Industriequartier zum Trendquartier. Heute drohen Langeweile und Monotonie. Eine kritische Bestandsaufnahme – und Forderungen für die Zukunft.

Text: Marcel Bächtiger

Zürich West war einmal der Inbegriff eines neuen Stadtgefühls. In den weitläufigen Hallen, in den Garagen und Verwaltungsbauten des ehemaligen Industriequartiers konnte man um die Jahrtausendwende den Eindruck gewinnen, Zürich sei Teil der grossen Welt. Clubs und Restaurants waren auf der Höhe der Zeit oder ihr sogar einige Schritte voraus, ein junges Gewerbe entdeckte die globale Wirksamkeit hipper Lokalprodukte, die Kunst- und Kulturszene fand in den alten Industriegemäuern zu neuer Frische. Diese für Zürich West charakteristische Urbanität ist heute jedoch genauso im Verschwinden begriffen wie die wenigen Gebäude, die noch etwas von der industriellen Vergangenheit des Quartiers zu erzählen wüssten. Stück für Stück haben verschiedene Arealentwicklungen die Zeitzeugen der Industrie und das in ihnen heimisch gewordene städtische Leben verdrängt. Die verbliebenen Spielräume sind begrenzt. Die wenigen noch anstehenden Transformationsprojekte werden darüber entscheiden, ob Zürich West zu einem weitgehend austauschbaren Neubauquartier wird oder ob sich ein Teil seines Charakters und seiner Geschichte bewahren lässt.

Das Welts-Furrer-Areal, das an prominentester Stelle zwischen Maag-Areal, Pflingstweide und Hardbrücke liegt und mit dem rosafarbenen Parkhaus über ein emblematisches Bauwerk im Industriequartier verfügt, spielt in diesem Zusammenhang eine entscheidende Rolle. Die folgenden Betrachtungen zu Zürich West sollen darlegen, warum die beabsichtigte Bebauung des Welts-Furrer-Areals den Interessen von Stadt und Quartier zuwiderläuft und welche Grundsätze bei einer alternativen Entwicklung berücksichtigt werden sollten.

Grossstadtplanung im kleinen Kreis

Die Geschichte, die dokumentiert, wie aus dem Industriequartier das heutige Zürich West wurde, lässt sich auf zwei Arten erzählen. Da ist zum einen die Geschichte der planerischen und politischen Absichten und ihrer Folgen. Sie sei hier in groben Zügen skizziert.

Alles beginnt mit dem Rückzug der Industrie aus der Stadt. Er zeichnet sich in den 1980er-Jahren ab, und die Konflikte lassen nicht auf sich warten: Während die Zürcher Hochbauvorsteherin Ursula Koch für Wohn- und Freiraum im ehemaligen Industriequartier kämpft, fordern die Grundeigentümer mit Unterstützung bürgerlicher Kreise Bürobauten mit hoher Ausnützung. Einen Weg aus der Blockade verspricht 1995 das von Stadtpräsident Josef Estermann ins Leben gerufene «Stadtforum». Die zerstrittenen Interessengruppen einigen sich hier auf wenige städtebauliche Grundsätze.

Die Idee des «Stadtforums» findet ihre Fortsetzung in der «Kooperativen Entwicklungsplanung Zürich West». Die so betitelten gemeinsamen Workshops von Grundeigentümern und Stadt münden 1999 in einen Synthesebericht, der die grundsätzlichen Übereinkünfte festhält: eine Ausnützungsziffer von 2,0 bis 3,0, einen Wohnanteil von 20 bis 30 Prozent, fünf Quadratmeter Freifläche pro Arbeitsplatz beziehungsweise acht Quadratmeter pro Bewohner. Darauf aufbauend erarbeiten die städtischen Ämter nun das «Entwicklungskonzept Zürich West», das im Juni 2000 publiziert wird. Es enthält zwölf städtebauliche Prinzipien, ein Verkehrs- und ein Freiraumkonzept. Allerdings hat das Papier bloss orientierenden Charakter; die städtebaulichen Prinzipien sollen «der weiteren Planung und Realisierung die Richtung weisen». An die Stelle der öffentlichkeitswirksam in Szene gesetzten Stadtforen und Workshops treten nun Sitzungen im kleinen Kreis, in denen die Stadt mit den einzelnen Grundeigentümern die Entwicklung ihrer Areale aushandelt. Die Resultate lassen

sich heute besichtigen, vom Maag-Areal im Südwesten über das Steinfels-Areal in der Mitte bis zum Löwenbräu-Areal im Nordosten. Auf planerischer Ebene kennt die Geschichte seit Längerem keine grossen Wendungen mehr. Wer die Website der Stadt Zürich konsultiert, erfährt, dass die aus dem Entwicklungskonzept hergeleiteten Leitlinien seit 2011 nicht mehr aktualisiert werden.

Wachsende Ernüchterung und Widerstand

Man kann die Geschichte zum anderen aber auch entlang verschiedener Wortmeldungen erzählen. Über kein anderes Quartier in der Schweiz wurde im öffentlichen und im fachlichen Diskurs mehr debattiert als über Zürich West, zu keinem anderen Entwicklungsgebiet gibt es eine vergleichbare Zahl von journalistischen Publikationen und wissenschaftlichen Studien. Die Stimmen sind so zahlreich wie divers. Würde man aber eine allgemeine Tendenz in den vergangenen 30 Jahren ausmachen wollen, müsste man wohl von einer stetig zunehmenden Ernüchterung sprechen, wie ein Blick zurück in die einschlägigen Fachpublikationen und Zeitungen zeigt.

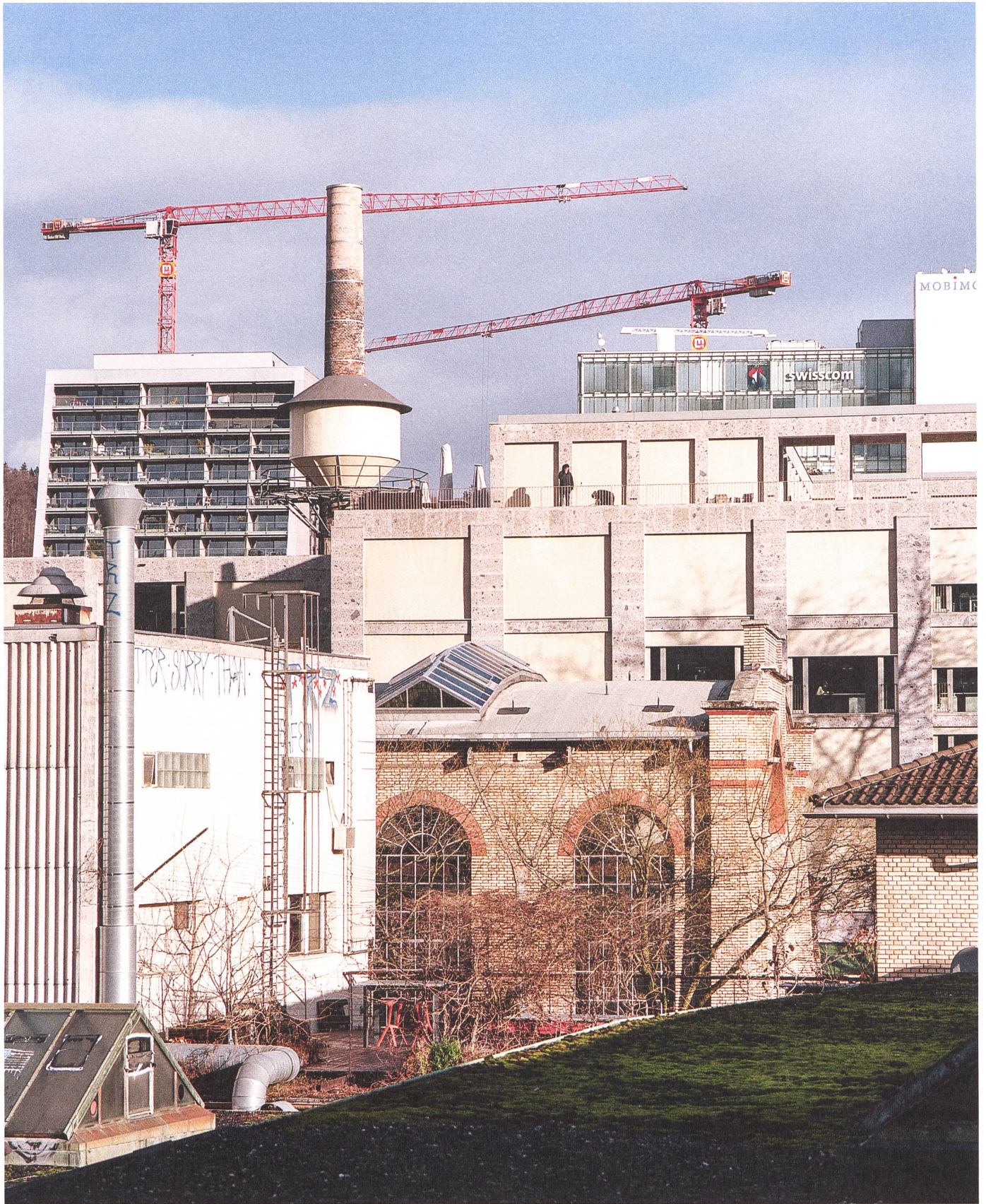
Um die Jahrtausendwende, also in der Folge der «Kooperativen Entwicklungsplanung Zürich West», herrschte noch Aufbruchseuphorie. Das zeigt ein Gespräch zwischen Vertretern der Stadt und den Grundeigentümern, das «werk bauen + wohnen» im April 2000 publiziert. Auf beiden Seiten sprach man damals von der Einmaligkeit des Quartiers oder genauer: von den einmaligen Möglichkeiten, die dieses Quartier biete. Die Schwierigkeiten der divergierenden Interessen, die de facto nicht verschwunden waren, wurden in den Worten Franz Eberhards, des damaligen Direktors des Amts für Städtebau, nun zur «Faszination, den Tiger zu reiten».

In den folgenden Jahren war der Begriff «Trendquartier» ein Synonym für Zürich West: Die Clubs und Restaurants, die sich in den leeren Hallen, Garagen und Kantinen eingenistet hatten, trugen dazu ebenso bei wie der Schiffbau als Vertreter einer gehobenen Theater- und Musikkultur. In geradezu lyrischen Worten umschrieb Regula Lüscher, damalige stellvertretende Direktorin des Amts für Städtebau, den weitverbreiteten Stolz auf das internationale Flair des neu gewonnenen Stadtteils: «Ich lehne an der Bar, der Blick schweift über die Dächer von Zürich West, im Gegenlicht des blau leuchtenden Bluewin-Towers behauptet sich der Hochkamin im Nebel der Novembernacht, weiter links die Leuchtreklame von Coop, gross und fragmentiert. Zürich West ist in farbiges Licht getaucht, der Turbinenplatz als ebensolche Bühne inszeniert. Dazu die vorbeifahrenden Lichter auf der Hardbrücke, die Bewegung der Züge. Grossstadtfeeling pur.» Siehe «Mehr Wohnungen für Zürich West», Hochparterre-Themenheft, März 2004

Die mit jedem Neubau – oder umgekehrt: mit jeder verschwundenen Zwischennutzung und jeder verschwundenen historischen Bausubstanz – verstärkte Kritik fand 2016 ihren vorläufigen Höhepunkt im bösen Wort des Soziologen und ETH-Professors Christian Schmid, die Stadt habe Zürich West «zu Tode entwickelt». Das Industriegebiet, monierte Schmid, sei ein teures und langweiliges Cityquartier geworden, mit wenig Offenheit und kaum noch bestehenden Experimentierräumen. Ungewohnt reisserisch übertitelte die NZZ den entsprechenden Artikel mit «Zürich-West und der urbane Alutraum». Und auch wenn Christian Schmid's Klage über das Verschwinden der Alternativszene mit Vorsicht zu begegnen ist, weil es im Wesen dieser Szene liegt, stets neue Nischen zu finden, ist das Ende des kreativen Trendquartiers Zürich West doch ein kaum zu bestreitender Befund. Das Ausgehvolk, freilich ein unsteter Kamerad, sucht Spiel und Spass →



Sinnbild für Zürich West – und ebenfalls vom Abriss bedroht: die Maag-Hallen zwischen Prime Tower und Welti-Furrer-Areal



Stadt der Häuser, Stadt der Kontraste: Blick vom Welte-Furrer-Areal Richtung Schiffbau

→ unterdessen an anderen Orten in der Stadt. Zahlreicher sind dafür die Menschen geworden, die in Zürich West wohnen, doch sind es zu wenige, um dem latenten Gefühl der Langeweile und Verlassenheit entgegenwirken zu können. Von «Grossstadtfeeling pur» jedenfalls mag kaum mehr jemand sprechen. Was vor zwanzig Jahren schillerte und vibrierte, wirkt heute an vielen Orten und zu manchen Zeiten seltsam sediert.

Zu gleichen Teilen Symptom und Ursache dieser Entwicklung ist die anhaltende Zerstörung der charakteristischen industriellen Bausubstanz. Das wachsende Bewusstsein, dass die vielbeschworene Identität eines Stadtteils sich nicht einfach durch Neubauten rekonstruieren lässt, wenn das gewachsene Ambiente einmal dem Boden gleichgemacht wurde, zeigt sich im breiten Widerstand gegen den Abriss der Maag-Hallen, der sich 2021 formiert hat. Das aus einem Studienauftrag hervorgegangene Neubauprojekt von Sauerbruch Hutton ist trotz seiner architektonischen Qualitäten ein falsches und fatales Vorhaben, denn wie kaum ein anderer Ort atmen die Maag-Hallen noch den Geist des lebendigen Zürich West.

Die grosse Resonanz, die die Initiative «Retten wir die Maag-Hallen» in der Zürcher Bevölkerung hervorgerufen hat, spricht eine deutliche Sprache, ebenso das Engagement zahlreicher Fachleute aus Stadtentwicklung, Architektur und Denkmalpflege. Mit dem Vorschlag von Lacaton & Vassal liegt zudem ein überzeugendes Projekt auf dem Tisch, das die Maag-Hallen erhalten würde. Dass es wegen berechtigter baurechtlicher Bedenken der Grundeigentümer auf dem zweiten Rang landete, ist bezeichnend. Bei einem Vorhaben von solch weitreichender städtebaulicher Bedeutung hätte die Stadt von sich aus Hand bieten müssen, um den Weg für ein zukunftssträchtiges Projekt zu ebnen. Der Aufwand wäre klein gewesen: Zwei Baulinien, die auf dem 20 Jahre alten Sondernutzungsplan durch die Maag-Hallen führen, hätte man aufgeben müssen, um deren Erhalt zu ermöglichen. Die Aufforderung an die Bauherrschaft Swiss Prime Site ist gleichzeitig ein für die derzeitige Befindlichkeit charakteristisches Statement zu Zürich West: «Bitte nehmen Sie der Stadt nicht, was sie ausmacht!» Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Stadt der Häuser, Stadt der Kontraste

Zwei Betrachtungen zu Zürich West verdienen besondere Beachtung, da sie nicht zuletzt im Hinblick auf eine Kritik an den aktuellen Bebauungsplänen auf dem Welti-Furrer-Areal von Interesse sind.

Die eine stammt vom Architekturhistoriker Martin Tschanz, der vor bald 20 Jahren eine bemerkenswerte und erstaunlich aktuelle Analyse zu Papier brachte. Im Text «Stadt der Häuser – Stadt der Heterotopien», publiziert 2006 in «werk, bauen+wohnen», beschreibt er Zürich West als allmähliche Verwirklichung einer städtebaulichen Idee, die der Architekturtheoretiker Martin Steinmann zusammen mit Roger Diener zehn Jahre zuvor formuliert hatte. Steinmann schrieb damals von der Stadt als einer «Versammlung von Häusern»: Ordnung entstehe nicht mehr durch ein vorgegebenes Muster, in das sich die Bauten einfügen und dem sie sich unterordnen, sondern indem sie als Individuen ausstrahlen und Beziehungen zu benachbarten Bauten knüpfen würden. An die Stelle der klassischen, raumdefinierenden Struktur von Strassen und Blocks tritt in den Worten Steinmanns also eine «Kontellation» von frei platzierten Objekten.

Dieses städtebauliche Bild entdeckt Tschanz nicht nur in dem von Roger Diener mitverfassten Masterplan für das «Maag-Areal Plus», sondern auch an zahlreichen, weniger absichtsvoll geplanten Orten in Zürich West.

Neben den grossen Potenzialen dieses Ansatzes benennt Tschanz auch die Probleme, die mit dem Verzicht auf herkömmliche städtebauliche Muster einhergehen: die fehlende Hierarchie der öffentlichen Räume, die sich nicht mehr in Strasse und Hof aufteilen lassen; die allseitige Ausrichtung der Bauten, die keine Vorder- und Rückseiten mehr kennen; ein daraus entstehendes Übermass an öffentlichem Raum, das sich überdies für die Nutzung der Erdgeschosse als erschwerend erweist. «Es fragt sich», so Tschanz, «warum sich diese Art von Städtebau trotz allen ihr inhärenten Schwierigkeiten so sehr durchgesetzt hat.» Die Antwort liegt für ihn in der zeitlichen Offenheit: Die Flexibilität nicht-hierarchischer Ordnungen berge die Möglichkeit, sie allmählich zu entwickeln und, ohne eine Vorstellung von einem Ganzen, auf sich verändernde Rahmenbedingungen zu reagieren – eine ideale Passform also für ein Gebiet wie Zürich West, wo es an ebendieser «Vorstellung von einem Ganzen» seit je mangelt.

Dass die Verlagerung des Interesses, weg vom gemeinsamen öffentlichen Raum, hin zu den individuellen Einzelbauten, nicht nur als städtebauliches, sondern auch als gesellschaftliches Phänomen zu begreifen ist, macht den hellsichtigen Gehalt des Textes aus: Was Tschanz als mögliche soziale Konsequenz prophezeit – nämlich die Stadt als ein Nebeneinander von «szenenspezifischen Häusern, die mehr oder weniger aufeinander bezogen sind, aber doch alle für sich stehen [...], Häuser für Yuppies und für Alternative, für Kulturbeflissene und für Alte, für junge Familien und für Randständige» –, ist in Zürich West sichtbare Realität geworden.

Man muss dies nicht zwingend als Defizit begreifen, wie eine zweite beachtenswerte Interpretation nahelegt: Als Carl Fingerhuth, Stadtplaner und langjähriger Basler Kantonsbaumeister, einige Jahre später von Hochparterre mit einer Reportage zu Zürich West betraut wurde, sah er im selben Sachverhalt gerade die Einmaligkeit des Stadtteils begründet. «Ich kenne kein Quartier in der westlichen Welt, wo auf so kleinem Raum, eng begrenzt, so viel Verschiedenes, oder um die Begriffe von Robert Venturi zu verwenden, so viel Komplexität und Widersprüchlichkeit entstanden sind», schrieb Fingerhuth siehe «Zürich West», Hochparterre-Themenheft, Dezember 2013. «Die Maschinenfabrik neben dem Theater, das höchste Haus der Schweiz neben dem Wohnheim der Heilsarmee, die Hochschule für Gestaltung neben dem grössten geplanten Asylbewerberzentrum der Schweiz oder die unter Schutz stehende Wohnsiedlung aus den 1920er-Jahren neben dem Fussballstadion.» Die Unwägbarkeiten sind in Fingerhuths Augen ein Charakteristikum von Zürich West: Henri Bergson paraphrasierend, formuliert er als zeitgemässe Maxime: «Die Stadt ist nicht ein fertig Entstandenes, sondern ein ohne Unterlass Entstehendes.» Auch dies die positive Umwertung eines Sachverhalts, den Tschanz als mangelnde Vorstellung eines Ganzen kritisiert hatte.

Implikationen der «Stadt der Häuser»

Richten wir vor dem Hintergrund dieser beiden Einschätzungen den Blick auf die Entwicklung des Welti-Furrer-Areals, scheinen fünf Punkte ausschlaggebend:

1. Es ist wohl richtig, dass Stadt ein «ohne Unterlass Entstehendes» ist. Ebenso richtig ist, dass dies in Zürich West häufig reaktiv oder selbstbezüglich, jedenfalls ohne übergeordnete Vorstellung von einem Ganzen geschieht. Zürich West wird aber nicht mehr lange «ohne Unterlass entstehen», denn Zürich West ist mittlerweile zu grossen Teilen gebaut. Das heisst, dass das Wenige, das noch als ein «Entstehendes» gelten darf, dass die wenigen Orte, deren Zukunft noch nicht in Beton gegossen ist, von ent-



Achtung, Monotonie:
Die geplante Überbauung
mit drei identischen
Bürobauten entlang der
Pfungstweidstrasse

scheidender Bedeutung für die Entwicklung des Quartiers Zürich West als eines Ganzen sind. Wie bereits angedeutet: Wir stehen an einem Scheideweg.

2. Dass wir es in Zürich West mit einer «Stadt der Häuser» zu tun haben, in der die einzelnen Gebäude und die einzelnen Szenen bestimmender sind als die gemeinsame Ordnung, ist wohl eine Tatsache. Wir können sie aber als Qualität begreifen: Zürich West als ein Ort der Kontraste, der Komplexität und der Widersprüchlichkeit. Entscheidend ist dabei, dass die Gleichzeitigkeit verschiedener Vorstellungen von städtischem Leben auch längerfristig erhalten bleibt. Die «Stadt der Häuser» ist nur so lange interessant, wie die Häuser sich unterscheiden. Mit zunehmender Monotonisierung wird aus ihr eine langweilige Ansammlung immergleicher Büro- und Apartmenthäuser in einem zu gross geratenen öffentlichen Raum.

3. Die «Stadt der Häuser» bringt neben der gesellschaftlichen Verpflichtung zur Diversität auch eine architektonische Verpflichtung mit sich: Anders als ein Haus in einem Blockrand, dessen konkrete Erscheinung gegenüber dem städtebaulichen Gesamteindruck von zweitrangiger Bedeutung ist, hat das alleinstehende Gebäude den umliegenden Raum kraft seiner Volumetrie und Architektur positiv zu prägen. Es ist kein Zufall, dass der ursprüngliche Masterplan für die Bauten auf dem Welte-Furrer-Areal ausragende Volumen und «skulpturale Körper» vorsah.

4. Je unterschiedlicher die Bauten, desto wichtiger der verbindende Charakter des öffentlichen Raums. Das Freiraumkonzept der Stadt Zürich von 2011 verlangt für das Welte-Furrer-Areal einzig «durchlässige Aussenräume und Verbindungen mit Aufenthaltsqualität». An einer Schlüsselstelle von Zürich West braucht es aber zwingend eine Vorstellung von öffentlichem Raum, die über den eigenen Perimeter hinausdenkt.

5. Fingerhuths Vorstellung von der ständig entstehenden Stadt beinhaltet das Bewusstsein, dass die zugehörigen Parameter sich verändern. Was in Zukunft in Zürich West geplant wird, muss zwingend auf die neuen Herausforderungen der Klimakrise reagieren: Das betrifft die Gestaltung des Freiraums, die Materialien und die Konstruktionen der neuen Gebäude – und die Frage, aus welchen Gründen oder mit welcher Notwendigkeit überhaupt neu gebaut wird.

Bausteine eines langweiligen Cityquartiers

Was nun die Bauvorhaben «Prime 1» und «Prime 3» betrifft, die das bereits realisierte Bürohaus «Prime 2» auf dem Welte-Furrer-Areal ergänzen sollen, muss man feststellen, dass sie keins der oben genannten Kriterien erfüllen. Sowohl architektonisch als auch funktional schreibt die beabsichtigte Bebauung eine Entwicklung fort, die der Soziologe Christian Schmid kritisiert hat: Die «Prime»-Projekte wären weitere Bausteine eines «teuren und ziemlich langweiligen Cityquartiers». Bei «Prime 1» und dem bereits

realisierten Gebäude «Prime 2» handelt es sich um Bürobauten. Eine öffentliche Nutzung des Erdgeschosses ist – wie im bereits gebauten Würfel zu besichtigen – zwar möglich, aber nicht zwingend. Vor allem macht die ausgesprochen hermetische Architektursprache nur wenige Gesten, die auf eine Verbindung von Innen- und Aussenraum hindeuten würden.

Stauenswert ist sodann, dass die identische Fassade beim dritten projektierten Baukörper dazu dient, eine Parkgarage auf den ersten vier Geschossen zu verbergen, während sich hinter den Fenstern der obersten drei Geschosse ein Laubengang versteckt, der 61 Wohnungen erschliesst. Deren generischer Charakter legt den Schluss nahe, dass es sich hier um Wohnungen handelt, die entweder als blosse Investition oder für gelegentliche Übernachtungen einer anonymen Klientel gedacht sind. Heimisch kann hier jedenfalls niemand werden, und schon der Wohnungsspiegel verbietet den Gedanken an Familien. Kurz: Mit diesem Programm, das so vieles wiederholt, was man schon zur Genüge kennt, gerät der einst versprochene «bunte Nutzungscocktail von Zürich West» weiter aus dem Gleichgewicht. Das Welte-Furrer-Areal könnte sich als das Kippmoment herausstellen, das aus einem widersprüchlichen ein monotones Quartier macht.

Fehlende Antworten auf die zentralen Fragen

Die Fassaden würden die dazu passende Sprache sprechen. Sicher: Im Sinne der kontrastreichen Stadt darf auch die Strenge der Dudler'schen Ästhetik ihren Platz im Stadtbild beanspruchen. Problematisch wird es, wenn ein Bauwerk wie «Prime 2» nicht mehr als ein Individuum unter vielen, sondern gehäuft auftritt. Denn mit drei multipliziert, wird aus einem uniformen Gebäude plötzlich banaler Städtebau. Dass der öffentliche Raum weitgehend ideen- und bezugslos bleibt, mag vor diesem Hintergrund nicht weiter verwundern. Ebenso wenig, dass das Projekt nur wenige Antworten auf die Herausforderungen der Klimakrise weiss – stattdessen wird ein Parkhaus abgerissen, um hundert Meter entfernt ein neues aufzubauen.

Alle diese Probleme werden noch verschärft durch die zentrale und deshalb äusserst sensible Lage des Welte-Furrer-Areals im Gesamtgeflecht von Zürich West. Nicht nur liegt das Welte-Furrer-Areal zwischen den beiden belebtesten Gebieten in Zürich West (zwischen dem Escher-Wyss- und dem Maag-Areal) und müsste entsprechend als Bindeglied in Erscheinung treten, es definiert auch eine der städtebaulich wichtigsten Ecken im Quartier: den südwestlichen Kreuzungspunkt von Hard- und Pfungstweidstrasse, den lokalen Hauptschlagadern, die mit der Entwicklung des Josef-Areals östlich der Hardstrasse noch an Wichtigkeit gewinnen werden. Anders formuliert: Das Welte-Furrer-Areal ist nicht irgendein Teilgebiet, sondern das potenzielle Herz von Zürich West. Es hat Besseres verdient als das, was zurzeit geplant ist. ●